

/ Die Krankenschwester unter männlichen Patienten: Ein Spiessrutenlauf

«Das tut Ihnen sicher gut»

VON BARBARA LUKESCH

Ausgerechnet Krankenschwestern. Ausgerechnet die dienstbaren Geister, die doch zu Gottes Lohn arbeiten sollten, fordern gleiche Löhne wie die sogenannten Sanitätsmänner; ja, sie wollen bessere Löhne für einen Beruf, dem eine langjährige Ausbildung vorausgeht, Praktika und Sprachaufenthalte; sie protestieren gegen schlechte Aufstiegsmöglichkeiten, fehlende Nachtschicht- und Wochenendzuschläge. Sie klagen über die Zunahme des Pflegestresses, wenn sie heute an einem Tag so viel erledigen müssen wie früher an zweien. Um nicht selber krank zu werden an einem Beruf, der sie körperlich

stellen? Diese Bilder existieren nach wie vor, und es ist kein Geringerer als der FMH-Präsident Hans Rudolf Sahli, der für ihr Weiterbestehen kämpft: «Der Schwesternberuf ist ein Dienen am Nächsten und nicht ein Mittel, sich selber zu dienen. (...) Der Krankenpflegeberuf ist ein schöner, anspruchsvoller Beruf, der – wenn im Sinne der Berufung und nicht zum Job degradiert ausgeübt – eine volle Lebenserfüllung beinhaltet. Nicht jede und nicht jeder ist zu dieser anspruchsvollen Aufgabe, die gelegentlich bis nahe an die Selbstverleugnung gehen kann, geeignet» («Schweizerische Ärztezeitung», Sept. 87).

Da wird angeknüpft an die Vorstellung von der mütterlichen Versorgerin, der selbstlosen, allzeit bereiten, die nichts als ihrer natürlichen Aufgabe nachgeht. Lohnforderungen wirken in solchem Umfeld anstössig; gewerkschaftliche Aktivitäten gelten als unanständig.

Als Patienten am Kantonsspital St. Gallen gefragt wurden, was sie vom Pflegepersonal brauchten, antworteten sie mehrheitlich: «Nichts. Was wir brauchen, ist der Arzt.» Irene Niederer-Frei, Chirurgieschwester: «Waren einst die Dienste der Mutter selbstverständlich, ja so selbstverständlich, dass man sie gar nicht als Leistung wahrnahm, so sind später die Dienstleistungen von uns Schwestern selbstverständlich geworden. Stets vorhanden, unaufgefordert wirksam, da meinen die meisten tatsächlich, es sei unsere angeborene Pflicht, ihnen den Hintern zu waschen.»

Müttern gleich haben auch die Krankenschwestern keine Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Türe zu und zehn Minuten abschalten? Das ist eine Erfahrung, die sie nicht kennen. Treten die Ärzte an, heisst es: «chumm, gang, hol». Will der Herr Doktor Visite machen, muss Schwester Monika selbstverständlich alles stehen- und liegenlassen – so dringend wird ihre Tätigkeit ja wohl nicht sein. Krankenschwestern werden ununterbrochen in ihrer Arbeit gestört: «Es ist undenkbar, eine Aufgabe in einem Zug zu erledigen», sagt Christa Suter, Diabetesberaterin am Triemlispital Zürich. Welche Mutter von kleinen Kindern kennt dieses Problem nicht.

Diejenige, die sich nicht stören lässt, gilt als launisch oder faul. Da reagieren Ärzte unwirsch oder betonen, wie angenehm die Zusammenarbeit mit ihrer Kollegin sei. Wer sich davon nicht beeindruckt lässt, wird subtiler zur Raison gebracht: «Wenn die Ärzte uns unter Druck setzen wollen.

reden sie vom Patientenwohl», sagt Isabel Tuor, Krankenschwester am Universitäts-spital Zürich. Das Mittel wirkt in der Regel, löst es doch Schuldgefühle aus, lähmende Schuldgefühle, vor denen nahezu jede Frau kapituliert.

Fehler ausbügeln

Viele Schwestern haben inzwischen realisiert, mit welcher Geringschätzung nicht wenige Ärzte ihrer Arbeit begegnen. Frauenarbeit, die Männer kaum zur Kenntnis, geschweige denn ernst nehmen. Was zählt, ist der chirurgische Eingriff, die Operation und die Medikation.

Angesichts zunehmenden Stresses passiert es auch einem Arzt hin und wieder, dass er eine falsche Dosierung für Frau M.s Schmerzmittel angibt oder in der Eile ausser acht lässt, dass Herr K. allergisch auf Penicillin reagiert. In solchen Augenblicken sollte die Krankenschwester mitdenken und korrigierend eingreifen. Eine Zürcher Krankenschwester erzählt: «Wenn wir alle ärztlichen Verordnungen ausführen würden, wäre die Katastrophe perfekt. Wir springen ein, wir bügeln Fehler aus, wir verhindern Brüche in der Betreuung der Patienten.»

Nun ist es allerdings so, dass eine Krankenschwester, die Zweifel am ärztlichen Diktum hegt, ein Höchstmass an Feingefühl entwickeln muss, wenn sie diese äussern will. Niemals in Gegenwart von Vorgesetzten des betroffenen Arztes, lautet eine Grundregel. Niemals so formulieren, dass sich der Medicus als solcher in Frage gestellt sieht. Eine Berner Schwester: «Man muss wahninnig aufpassen, wie man etwas sagt; sonst heisst es sofort, man sei beserwischerisch. Warum man sich überhaupt einmische?»

Dazu nochmals Sahli, der rhetorisch rätselt, wozu die Matura einer Krankenschwester wohl gut sein möge. «Wozu? Zur besseren Legitimation, ärztliche Anordnungen auf ihre Richtigkeit hin zu (hinterfragen)?» – Das wäre ja noch schöner. Und wenn Sahli, von empörten Reaktionen auch aus dem eigenen Kollegenkreis genötigt, relativiert, hört sich das so an: «Kritische Fragen sind anregend, die Zusammenarbeit mit einer die grundlegenden Zusammenhänge verstehenden Mitarbeiterin erleichtert die eigene Aufgabe.» Es

Oben und unten

Dass die Krankenschwestern in ihrem Beruf oft unzufrieden sind, hat nicht allein mit ihrer schlechten Entlohnung zu tun. Oft auch leiden sie unter den patriarchalischen Strukturen im Spital: Der Mann ist oben, die Frau unten. Das spürt eine Krankenschwester beim Arzt genauso wie bei den männlichen Patienten.

und seelisch bis an ihre Grenzen belastet, entscheidet sich die Mehrzahl für eine Teilzeitleistung – und nimmt damit die Kürzung des sowieso schon bescheidenen Lohnes in Kauf.

Das ist die materielle Seite eines Problems, das seit fünf Jahren dank Warnstreiks, Protestpausen und Demonstrationen des Basler, Berner und Zürcher Pflegepersonals in das öffentliche Bewusstsein gedrungen ist: Das ist die Aussenansicht dieses Problems.

Mindestens gleich schwer wiegen psychologische Konflikte, die den Berufsalltag der Krankenschwestern prägen. Konflikte, die auf einem Geschlechterverhältnis basieren, das nach alter Patriarchenmanier funktioniert: wir Männer oben, ihr Frauen unten. Ein Beziehungsmuster, das sich in der abgeschotteten Welt des Spitals, dieser Gesellschaft in der Gesellschaft, bis anhin mindestens ungebrochen reproduziert hat.

Im Grunde genommen übt eine Krankenschwester gar keinen richtigen Beruf aus. Da wird ein bisschen gepflegt, gewaschen, genährt und gehegt – das alles zwar rund um die Uhr, aber, bitte schön, meine Damen, ist es nicht edelste Frauentugend, sich ganz in den Dienst der Nächsten zu

macht gleichwohl fast den Anschein, als würde sich da der Arzt im Grunde genommen die unwissende, ungebildete Hilfskraft wünschen. Denn Wissen ist Macht.

Daneben gibt es «Machtspiele» anderer Art, die genauso zum Spitalalltag gehören und dem Pflegepersonal das Leben sauer machen: sexuelle Belästigung am Krankenbett. Der Chefarzt legt Schwester Karin wohlwollend und vielleicht eine Spur zu lange den Arm auf die Schulter, der Oberarzt erzählt einem Patienten in Gegenwart der Schwestern sexistische Witze, und viele männliche Patienten glauben grundsätzlich, eine Krankenschwester stehe zu ihrer freien Verfügung, sei das Sexualobjekt schlechthin - da müsse man nur zugreifen. Pornofilme wie der «Krankenschwester-Report» und Sexhefte tragen das Ihre dazu bei, die Phantasie von der wollüstigen Nachtschwester zu nähren. Um so unverständlicher ist es, dass der Kiosk des Universitätsspitals Zürich, der den Zigarettenverkauf aus moralischen Gründen ablehnt, bis vor kurzem 24 verschiedene Männermagazine feilbot plus Videokassetten, die auf dem Cover eine halbentblösste Schwester in schwarzer Reizwäsche zeigen. Eine spitalinterne Frauengruppe protestierte am 14. Juni mit einer Unterschriftensammlung gegen den Kioskverkauf und erreichte erst eine Reduktion des Angebots auf vier Herrenhefte - und schliesslich die totale Verbannung dieser Blätter. Die Begründung der Krankenschwestern: Derartige Publikationen fördern frauenfeindliche Tendenzen im Spital.

Das ist vornehm ausgedrückt. Eine Zürcher Schwester sagt es deutlicher: «Patienten benehmen sich zum Teil so, als befänden sie sich in einem Bordell.» Wenn junge Männer in ihrer Gegenwart onanieren, dazu die Bettdecke zurückschlagen und ihr provozierend ins Gesicht schauen, geht sie hinaus: «Dazu bin ich nicht da.»

Krank, zum Teil sehr krank liegen andere darnieder und können es trotzdem nicht lassen, der Schwester an Busen oder Hintern zu grapschen. Andere glauben, die Forderung nach einer Intimwäsche müsse ihnen zu jeder Tages- oder Nachtzeit erfüllt werden. Weigert sich eine Schwester, zeigt der Patient, wer Herr im Haus ist: «Das ist ja wohl Ihre Aufgabe.» Ungebrochenes Phallokratentum lebt auch derjenige, der nicht nur stolz auf seine Erektion blickt - eine Folge der Intimwäsche -, sondern die Schwester fragt: «Nicht wahr, das tut Ihnen gut, Schwester Claudia?»

Der Dienst in Achter- oder Sechtersälen kann je nach Belegung zum Spiessrutenlaufen für die verantwortliche Schwester werden. Isabel Tuor: «Die Männer stacheln sich gegenseitig an: da setzt es fast jedesmal sexistische Sprüche ab.» Anzüglichkeitsbemerkungen wie «In Ihrer Gegenwart muss mein Blutdruck ja so hoch sein» oder ständiges Fragen nach dem Freund oder Ehemann oder unverfrorenen, ob man die Nacht allein oder zu zweit verbracht habe, sind überall an der Tagesord-

nung. Genauso an der Tagesordnung, so Christa Suter, VPOD-Funktionärin, sei es, dass die Frauen nicht mehr hinhörten oder schluckten und schwiegen: «Es reagiert sozusagen keine; denn dann heisst es entweder, so war es doch gar nicht gemeint, Schwester, oder man wird in die unmöglichsten Diskussionen verwickelt. Reagieren kostet zu viel Kraft.» Die Gewerkschafterin fordert eine Anlaufstelle, die bei Bedarf auch Patienten massregeln würde. «Den Bewertungsbogen für das Pflegepersonal gibt es ja schliesslich auch.»

Die Arbeit in Männersälen verlangt vom weiblichen Personal in jedem Fall mehr Energie. Konflikte sind programmiert, wenn eine Krankenschwester, der Güte und Geduld nach wie vor oberstes Gebot sind, einen Schwerkranken, der sie betatscht, zurück- und zurechtweisen muss. Tuor: «Da kommen prompt Schuldgefühle hoch.» Genauso erschwerend für den Berufsalltag ist es, dass ein Grossteil der Patienten jede schwesterliche Zuwendung missverstehen will als Ausdruck eines Flirts, ja partout glaubt, dabei handle es sich nicht um eine professionelle Handlung, sondern um die Vorstufe zum Liebesakt. Eine Schwester: «Eine normale Beziehung zu uns schaffen die wenigsten Patienten.» □